

*Wilhelm de Vries SJ*

## Der Primat Roms in der Sicht der Ostkirchen

Papst Paul VI. sprach in einer allgemeinen Audienz am 18. Januar 1969 in St. Peter vom Primat und bemerkte dazu: „Wir wissen, daß unser apostolischer Dienst für fast alle getrennten Brüder eines der Haupthindernisse der von Christus gewollten Wiedervereinigung aller in einer Kirche ist.“<sup>1</sup>

Das gilt vor allem auch von der Wiedervereinigung zwischen Ost und West. Der Primat Roms in seiner heutigen konkreten Gestalt ist in der Tat das Haupthindernis auf dem Weg zur Einheit. Das ist, wenn man es recht bedenkt, eigentlich eine paradoxe Situation: Gerade die Institution, die Christus als Garantie der Einheit gewollt hat, steht heute der vollen Verwirklichung dieser Einheit im Weg. Da muß etwas nicht in Ordnung sein.

Der Primat des Papstes steht heute auch im Westen im Kreuzfeuer der Kritik. Paul VI. sprach mehr als einmal selbst davon. Ich zitiere als Beispiel die Ansprache, die er am 23. Juni 1969 – am Vorabend seines Namenstags – vor den Kardinälen hielt. Er sagte: „Wir können nicht unempfindlich sein gegenüber den kritischen Stimmen – sie sind nicht alle genau zutreffend und nicht alle gerecht und sie sind auch nicht immer respektvoll und opportun –, wir können nicht unempfindlich sein gegenüber diesen Stimmen, die sich von verschiedenen Seiten an diesen Apostolischen Stuhl richten ... Wir sagen dazu nur, daß wir mit Gelassenheit die Vorwürfe, die gegen den Apostolischen Stuhl erhoben werden, in Erwägung ziehen ..., bereit, bestehende rein juridische Strukturen zu ändern, wenn es vernünftig ist, dies zu tun.“<sup>2</sup>

### Die Bedeutung der Tradition des Ostens

Es muß meines Erachtens die Frage gestellt werden: Was ist an der heutigen konkreten Ausübung des Primats wesentlich, vom göttlichen Recht gefordert, und was ist unwesentlich, durch menschliches Recht geworden? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, muß die Tradition der gesamten Kirche aller Zeiten und aller Orte, in ihrer ganzen Breite zu Rat gezogen werden. Dazu gehört ganz wesentlich auch die Überlieferung der Ostkirche, die tausend Jahre lang ein sehr wichtiger integrierender Bestandteil der universalen Kirche war. Man muß sogar sagen, daß im ersten Jahrtausend

<sup>1</sup> Osservatore Romano, 19. 1. 1969.

<sup>2</sup> La Documentation Catholique 1969, 607 f.

das Schwergewicht der Kirche im Osten lag. Die meisten bedeutenden Kirchenlehrer, wie Athanasius, Basilus, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Cyrill von Alexandrien, waren Bischöfe der großen Städte des Ostens. Die acht Ökumenischen Konzilien des 1. Jahrtausends, die dem katholischen Glauben seine klassische Formulierung gegeben haben, sind alle im Osten gehalten worden. Die Konzilsväter waren, von wenigen Vertretern des Westens, insbesondere Roms abgesehen, Bischöfe der Ostkirche. Wir können und dürfen also die Tradition des Ostens nicht beiseite schieben, wo es um das rechte Verständnis des Primats des Bischofs von Rom geht. Wir könnten sonst in Gefahr geraten, den Primat in einer vielleicht verhängnisvollen Einseitigkeit zu sehen. Die Tradition des Ostens könnte ein Korrektiv bieten gegen gewisse Übertreibungen, zu denen die Überlieferung des Westens neigt.

Auch die kritischen Stimmen der heutigen Ostchristen, die nicht mehr in voller Gemeinschaft mit Rom stehen, sollen nicht einfach in den Wind geschlagen werden, auch wenn sie – um mit Paul VI. zu sprechen – „nicht alle genau zutreffend und nicht alle gerecht sind“.

Es wird heute von orthodoxer Seite manchmal behauptet, die Überlieferung kenne keinen „Vorrang der Macht des Apostels Petrus vor den anderen Aposteln und Vorstehern zur Zeit der apostolischen Kirche“, und ebensowenig sei ihr die Idee einer „Übertragung dieser Macht an den Bischof von Rom“ bekannt. So z. B. der griechisch-orthodoxe Theologe Karmiris in einem im vergangenen Jahr erschienenen Sammelband „Stimmen der Orthodoxie – zu Grundfragen des II. Vatikanums“. Dazu wäre zunächst zu bemerken: Im kirchlichen Bereich von „Macht“ zu reden, ist immer unzutreffend. Besser würde man „Autorität“ sagen, und auch diese muß immer als ein Dienst verstanden werden. Es wäre ein leichtes, eine Menge von Stimmen der Ostkirche aus dem 1. Jahrtausend anzuführen, die sich sowohl zum recht verstandenen Primat des hl. Petrus wie zur Idee der Übertragung dieses Primats an den Bischof von Rom durchaus positiv äußern. Allerdings, schon sehr bald ist ein tiefgreifender Unterschied zwischen Ost und West in der Auffassung vom Primat festzustellen, ein Unterschied, der mit der Zeit ein Gegensatz wurde und der wesentlich zur schließlichen Spaltung beigetragen hat. Im Westen wurde das monarchische Prinzip in der Struktur der Kirche überbetont, während der Osten den Akzent zu stark auf das kollegiale oder synodale Prinzip setzte.

### Papst Leo der Große und das Konzil von Chalkedon

Ich greife als Beispiel die Zeit Leos des Großen (440–461) und das Konzil von Chalkedon (451) heraus<sup>3</sup>. Schon Leo zeigte die Tendenz, dogmatische Fragen im Allgeingang zu entscheiden und vom Osten die diskussionslose Annahme seiner Entscheidung zu

<sup>3</sup> Vgl. W. de Vries, Die Struktur der Kirche gemäß dem Konzil von Chalkedon, in: *Orientalia Christiana Periodica* 35 (1969) 63–133.

fordern. Diese Forderung stieß damals schon auf den energischen Widerstand der Ostkirche, nach deren Auffassung Glaubensangelegenheiten nur kollegial durch den auf einem Ökumenischen Konzil in seinen Vertretern versammelten Weltpiskopat zusammen mit den Legaten Roms entschieden werden konnten.

Es ging damals um die Frage, wie das Geheimnis der Menschwerdung richtig in menschlichen Begriffen ausgedrückt werden könnte. Die Christenheit hat sich – darin liegt eine tiefe Tragik – über diese Frage heillos zerstritten. Durch sein Lehrschreiben an Erzbischof Flavian von Konstantinopel – den berühmten „Tomus Leonis“ – suchte Papst Leo autoritativ eine Lösung zu geben. Er gab hier der Lehre über die Menschwerdung die bis heute klassische Formulierung: In Christus gibt es nur *eine* Person, die göttliche, und zwei Naturen: die göttliche und die menschliche. Cyrill von Alexandria hatte von „der *einen* fleischgewordenen Natur des Wortes Gottes“ gesprochen und mit dieser anderen Ausdrucksweise dasselbe gemeint. Seine Anhänger aber gingen zu weit. Sie unterstrichen die Einheit der Natur so stark, daß sie jede Zweigliedrigkeit in Christus auszuschließen schienen. Auf einer Synode in Ephesos (449) kam es zu schweren Tätilichkeiten gegen Erzbischof Flavian von Konstantinopel. Man hat dieses Konzil „Räubersynode“ genannt. Die Verlesung des päpstlichen Lehrschreibens wurde verhindert.

Um Frieden zwischen den heftig streitenden Parteien zu schaffen, hielt der neue Kaiser Markianos ein neues Konzil für notwendig, zu dem er den Bischof von Rom einlud. Leo gab dem Konzilsplan des Kaisers nur widerwillig seine Zustimmung. Für ihn war die Frage bereits durch seinen Brief, der, wie er selbst schreibt, „mit der Autorität des Petrus gestärkt“ war, autoritativ und ein für allemal entschieden. Das Konzil hatte nichts anderes zu tun, als diesen Brief diskussionslos anzunehmen und ihm so eine stärkere Resonanz im Osten zu verschaffen. Wenn man es recht bedenkt, war das eine starke Forderung. Stellen wir uns vor, Papst Johannes oder Papst Paul hätten vom Vatikanischen Konzil die diskussionslose Annahme einer päpstlichen Entscheidung in einer Glaubensfrage verlangt. Das hätte ohne Zweifel zu Schwierigkeiten geführt. Wozu ein Konzil, wenn der Papst allein vorher schon alles entscheidet? Es ist nicht zu verwundern, wenn der Osten zur Zeit Leos der päpstlichen Forderung reserviert gegenüberstand.

Das vom Kaiser berufene Konzil, das am 8. Oktober 451 in Chalkedon zusammentrat, hat sich in der Tat dieser Forderung nicht gebeugt. Es hat zwar keinen lauten Protest dagegen erhoben, aber es hat durch sein praktisches Vorangehen bekundet, daß nach seiner Überzeugung die Entscheidung in der Glaubensfrage nur kollegial getroffen werden konnte. Der Brief Leos wurde in Chalkedon zur Diskussion gestellt. Die Konzilsväter urteilten aufgrund ihrer eigenen Autorität darüber, ob die von Leo vorgetragene Doktrin mit den allgemein anerkannten Glaubensnormen, nämlich dem Credo von Nicäa und von Konstantinopel und den Entscheidungen des Konzils von Ephesos (431) übereinstimme oder nicht. An diesen Autoritäten wurde die Lehre des Papstes gemessen und nach ihnen beurteilt. Am Ende nahm das Konzil nach vielem Hin-

und Her den Brief Leos mit in seine eigene Glaubensdefinition hinein und stellte fest, daß er mit dem Bekenntnis des Petrus im Einklang stehe. Das und nichts anderes ist nach dem ganzen Zusammenhang der Sinn der berühmten Akklamation: „Petrus hat durch Leo gesprochen.“ Hätten die Väter von Chalkedon wirklich die auf der Petrusnachfolge beruhende unbedingte Autorität einer päpstlichen Lehrentscheidung anerkannt, so hätten sie nicht vorangehen können, wie sie tatsächlich vorangegangen sind. Wir können nicht erwarten, bereits im 5. Jahrhundert im Osten die klare Anerkennung einer Wahrheit zu finden, die sich auch im Westen erst nach jahrhundertelangen Diskussionen auf dem 1. Vatikanum durchgesetzt hat. Eine solche Erwartung würde nur Mangel an historischem Denken verraten. Für den Osten gab es damals nur *eine* Autorität, die befugt ist, für alle unbedingt verpflichtende Glaubensentscheidungen zu fällen, nämlich das auf dem Konzil in seinen Vertretern handelnde Kollegium der Bischöfe der Gesamtkirche, das zusammen mit den Legaten des Papstes berät und den Glauben der Kirche kraft des Beistands des Hl. Geistes verkündet.

Wir können so alle folgenden Konzilien des ersten Jahrtausends durchgehen und müßten immer wieder denselben Gegensatz zwischen West und Ost in der Auffassung vom Primat feststellen: Rom will allein entscheiden und verlangt vom Osten die bedingungslose Annahme seines Urteilsspruchs, stößt dabei aber auf den energischen Widerstand des Ostens, der für sich das Recht beansprucht, die römische Entscheidung in einem kollegialen Verfahren zu prüfen, und der sich ihr erst dann anschließt.

Aber immerhin: der Osten schließt sich an. Auf keinem Ökumenischen Konzil des 1. Jahrtausends hat sich der Osten gegen die römische Lehre selbst aufgelehnt. Aber er war mit der römischen Verfahrensweise, mit der Überspitzung des monarchischen Prinzips durch Rom nicht einverstanden und stellte diesem sein kollegiales Prinzip entgegen. Der Osten hat da etwas durchaus Richtiges gesehen, aber auch er kann von einer gewissen Einseitigkeit nicht freigesprochen werden. Dieses Richtige war, daß der Bischof von Rom als Haupt der Kirche und des Bischofskollegiums niemals getrennt von der Kirche und im Gegensatz zu ihr handeln kann.

Das zu tun, lag auch nicht im Sinn der Päpste. Schon Leo unterstreicht in seinem Lehrschreiben sehr deutlich, daß er im Einklang mit dem Bischofskollegium und mit der gesamten Kirche lehrt. Er will nichts anderes verkünden, als was alle Bischöfe des ganzen Erdkreises lehren, nichts anderes als was „die katholische Kirche allgemein über das Geheimnis der Menschwerdung des Herrn glaubt und lehrt“. Er lehrt als der autorisierte Sprecher der ganzen Kirchen und des ganzen Volks Gottes. Das heißt jedoch in keiner Weise, daß er seine Lehrautorität als eine ihm von unten, von den Bischöfen oder dem Volk Gottes, delegierte Vollmacht versteht. Das liegt ihm völlig fern. Er beruft sich vielmehr auf den Beistand des Hl. Geistes und – viel häufiger – auf seine Nachfolgerschaft Petri. Er weiß, daß er von Petrus die Vollmacht ererbt hat, die Wahrheit zu verteidigen und zu verkünden. Das Vorangehen Leos *ist* im Grund kollegial, da er sich im Einvernehmen mit dem Weltpapst weiß und sich darauf auch beruft. Aber er ist der Auffassung, daß eine ausdrückliche Mitwirkung des Bischofskollegiums

auf einem Konzil nicht notwendig sei, um seiner Entscheidung unbedingte Autorität zu verschaffen.

Da ist der Osten, wie gesagt, anderer Ansicht. Die gesamte Tradition der Kirche gibt dem Osten insofern recht, als *normalerweise* endgültige Entscheidungen in Glaubenssachen durch Konzilien gefällt wurden. Auch wenn das I. Vatikanum dem Papst die persönliche Unfehlbarkeit unter gewissen genau definierten Bedingungen zubilligte, so sollte das nicht heißen, daß päpstliche Definitionen der normale Weg sein sollten, um zur Sicherheit in Glaubenssachen zu gelangen. Tatsächlich sind solche Definitionen immer Ausnahmen gewesen und geblieben. Der Osten sieht – in einer einseitigen Überbetonung des kollegialen Prinzips – nicht die Möglichkeit einer persönlichen und doch kollegialen Entscheidung des Oberhaupts der Gesamtkirche. Er erkennt nur die synodale Form des kollegialen Verfahrens an.

Auch die Päpste haben diese synodale Form gekannt und geübt, und zwar in ihren römischen Synoden, bei denen Bischöfe, vor allem Italiens, zusammen mit dem Papst wichtige Entscheidungen fällten. So hat auch Leo gehandelt. Er verurteilte die Räuber-synode von Ephesus im Einvernehmen mit seiner römischen Synode. Aber – und das ist eigentlich merkwürdig – er zögert, dieses synodale Prinzip, das er auf regionaler Ebene gelten läßt, auf die Gesamtkirche zu übertragen. Vom Ökumenischen Konzil verlangt er diskussionslose Annahme seines Lehrschreibens. Das Konzil ist in seinen Augen eigentlich überflüssig, da er doch im Bewußtsein, mit den Bischöfen des ganzen Erdkreises einig zu sein, seine Lehre verkündet hatte. Nebenbei gesagt war dies gar nicht so evident, wie Leo es sich vorstellte. Auf dem Konzil zeigte es sich, daß bei den Bischöfen verschiedener Länder eine starke Opposition gegen Leos Lehre bestand. Nach dem Konzil zeigt sich der Papst freilich befriedigt darüber, daß „was er zuvor festgestellt hatte, nunmehr durch die unumstößliche Zustimmung des ganzen Bruderkollegiums bestätigt worden war“.

#### *Der Gegensatz zwischen Ost und West in den späteren Jahrhunderten*

Dasselbe Widerstreben gegen kollegiales Vorangehen auf universalkirchlicher Ebene finden wir auch bei den späteren Päpsten, die es mit Ökumenischen Konzilien im ersten Jahrtausend zu tun hatten. Es mag dabei ein gewisses Mißtrauen gegenüber im *Osten* abzuhalten Konzilien eine Rolle gespielt haben. Der Osten besteht im Gegensatz zu den Päpsten auf der Notwendigkeit eines im strengen Sinn kollegialen und synodalen Zusammengehens zwischen dem Weltpatriarchat und dem Bischof von Rom. Nur so kann in seiner Sicht eine wirklich endgültige und verpflichtende Entscheidung in Glaubenssachen zustande kommen.

Es ging in Chalkedon und ebenso auf den späteren Konzilien des 1. Jahrtausends um die Frage des Zusammenspiels zwischen dem Papst, dem Haupt des Bischofskollegiums, und dem Rest dieses Kollegiums, um eine Frage also, die auch heute noch sehr aktuell

und im Grund ungelöst ist. Auch das 2. Vatikanische Konzil hat – nach der Ansicht bedeutender Theologen – hier keine volle Klarheit geschaffen. Die Tradition des Ostens könnte zu einer Lösung des schwierigen Problems mithelfen.

Der Gegensatz zwischen Ost und West in dieser Frage hat wesentlich zur schließlichen Spaltung beigetragen. Man hat auf beiden Seiten Fehler gemacht. „Die Verantwortlichkeiten sind geteilt“, hat sehr mit Recht Papst Johannes gesagt. Das zu autoritäre Vorangehen mancher Päpste des ersten Jahrtausends hat den Osten schwer gereizt und erklärt – zum Teil wenigstens – das starke Ressentiment der Ostkirche gegen Rom. Die Tendenz mancher Päpste, allein zu entscheiden und ihre Entscheidung auch dem Osten aufzuzwingen, erschien besonders den Griechen als Mangel an Brüderlichkeit. Schon Michael Kerullarios erhob um die Mitte des 11. Jahrhunderts gegen Rom diesen Vorwurf. „Diese Römer“, so schrieb er an den Patriarchen von Antiochen, „spielen sich auf als die einzigen Lehrer der ganzen Welt und behandeln die anderen Christen wie unmündige Kinder.“<sup>4</sup> Nicetas von Nikomedien formulierte 1136 den tiefsten Grund des Grolls der Orientalen gegenüber Rom in seinem Dialog mit Anselm von Havelberg folgendermaßen: „Wir haben keinen Streit wegen des Glaubens mit der römischen Kirche. Im Glauben stimmen wir überein. Aber wie könnten wir ihre Beschlüsse annehmen, die, ohne uns um Rat zu fragen oder uns überhaupt zu informieren, gefaßt wurden? Wenn in der Tat der römische Pontifex von seinem hohen Thron der Glorie herab uns Befehle erteilen will, wenn er über uns und unsere Kirchen entscheidet, nicht zusammen mit uns, sondern nach seinem eigenen Gutdünken und nach seiner Willkür, wenn er uns herrisch kommandiert, was ist das dann für eine Brüderlichkeit oder Väterlichkeit?“<sup>5</sup>

Der Osten begann nach der Spaltung in der Lehre vom Primat die „Häresie des Papismus“ zu sehen. Als Beispiel aus neuerer Zeit mag die Antwort einer Synode der vier östlichen Patriarchen auf die Einladung zur Union durch Pius IX. dienen. Die Bedingungen, die der Papst in seinem Rundschreiben „In Suprema Petri Apostoli Sede“ (Auf dem obersten Stuhl des Apostels Petrus) vom 6. Januar 1848 für die Wiedervereinigung gestellt hatte, waren sehr maßvoll. Er verlangte nur die Übereinstimmung im Glauben und die Gemeinschaft mit dem Stuhl Petri. Von Unterordnung unter Rom war nicht einmal ausdrücklich die Rede. Trotzdem reagierten die Patriarchen außerordentlich heftig. Der „Papismus“ ist nach ihnen eine Häresie, weil man dem Bischof von Rom die Unfehlbarkeit zuschreibt und die Gnade des Hl. Geistes als Monopol für ihn in Anspruch nimmt, ihn zum Stellvertreter Christi macht, ihm weltliche Souveränität zuschreibt und statt der brüderlichen Autorität, die ihm in alter Zeit zukam, für ihn ein absolutes, despatisches Herrschaftsrecht über die ganze Kirche in Anspruch nimmt.<sup>6</sup>

Diese ablehnende Haltung ist in etwa verständlich, wenn man bedenkt, daß der Primat in seiner heutigen konkreten Form sich in manchem erst im 2. Jahrtausend ent-

<sup>4</sup> PG 120, 796 A.

<sup>5</sup> PL 188, 1219 B–1220 A.

<sup>6</sup> Mansi 40, 378 ff.

wickelt hat. Der Zentralismus von heute ist im wesentlichen erst zu dieser Zeit entstanden. Jedenfalls haben ihn die Ostkirchen vor der Spaltung nicht gekannt. Damals bestanden die sehr weitgehend autonomen östlichen Patriarchate, in deren Verwaltung sich Rom nur äußerst selten einmischte.

Auch nach dem 2. Vatikanischen Konzil haben wir auf orthodoxer Seite viele kritische Stimmen gegenüber dem Primat zu verzeichnen. Die Form der Kollegialität, wie sie das Konzil lehrt, befriedigt die orthodoxen Christen nicht. Zum Beispiel schreibt der russische Theologieprofessor Ogidij, der an der Theologischen Akademie von Zagorsk bei Moskau lehrt, im Augustheft der Moskauer Patriarchatszeitschrift 1967 (S. 61 ff.) einen Aufsatz, in dem er es beklagt, daß die Definition des I. Vatikanums über Primat und Unfehlbarkeit voll aufrechterhalten wurde. So verliere die Lehre des 2. Vatikanums über die Kollegialität jeden Wert. Die Macht des Papstes verhalte sich zu den Bischöfen wie unendlich zu null. „Monarchismus“ und „Zentralismus“ seien zu schwache Worte, um dies auszudrücken. Das einzige Mittel, um solche Vorwürfe zu entkräften wäre, die Kollegialität in der Praxis im vollen Sinn ernst zu nehmen. Bekanntlich sind auch auf katholischer Seite Stimmen der Kritik am tatsächlichen Voran gehen Roms in letzter Zeit laut geworden.

Ein anderes Beispiel aus dem griechischen Raum: Bischof Emilianos von Melva, Beobachter Konstantinopels auf dem Konzil, schreibt in der deutschen Zeitschrift „Kyrios“<sup>7</sup>: „Die grenzenlose Autorität, die dem Bischof von Rom bei der Definition oder Verwerfung der Lehre zugestanden wird, entspricht nicht dem kanonischen Kirchenbegriff, wie er vor dem Schisma in der ganzen Christenheit anerkannt war.“ – Dagegen ist zu bemerken, daß auch nach katholischer Lehre die Lehrautorität des Papstes nicht grenzenlos ist, weil sie in der Überlieferung der Kirche ihre Schranke findet. Gemäß der Konstitution über die Kirche des 2. Vatikanums (Nr. 25) legt der Papst die katholische Lehre aus, das ist die Lehre der Kirche. Er kann also nicht willkürlich neue Lehren erfinden.

Emilianos schreibt weiter: „Der Papst ist in seiner gegenwärtigen Stellung als Pontifex Maximus nicht in der Lage, seinen eigenen Primat mit der Kollegialität des Corpus episcoporum in Einklang zu bringen.“ Wir müssen, wenn wir ehrlich sein wollen, zugeben, daß der orthodoxe Bischof hier ein echtes Problem sieht, das gegenwärtig weder theoretisch noch praktisch befriedigend gelöst ist. Eine stärkere Berücksichtigung der östlichen Tradition könnte meines Erachtens bei der Lösung des Problems dienlich sein.

Es gibt aber auch bei den Orthodoxen positivere Stimmen zum Primat. Johannes Meyendorff, Professor am russisch-orthodoxen Priesterseminar des hl. Wladimir bei New York schreibt zum Beispiel in seinem Buch „The Orthodox Church“<sup>8</sup>: „Die Orthodoxen sollten ernsthafter als bisher über die Rolle nachdenken, die beim gemeinsamen Zeugnisgeben dem Bischof zukommt, der Erster unter Gleichen ist. Ost und West sind durch eine zu lange gemeinsame biblische und patristische Tradition miteinander

<sup>7</sup> 1965, H. 2, 71.

<sup>8</sup> New York 1962.

verbunden, als daß eine Diskussion über diesen und über andere Punkte nicht möglich sein sollte.“

Die einzige Möglichkeit voranzukommen ist meines Erachtens eine gemeinsame Be- sinnung auf die Zeit, da Ost und West noch in derselben Kirche eins waren. Wir müssen sachlich untersuchen, wie der Primat damals ausgeübt wurde und wie auch der Osten den Primat anerkannt hat. Er hat den Vorrang Roms tatsächlich in viel weiterem Umfang gelten lassen, als es die Orthodoxen für gewöhnlich heute wahrhaben wollen. Es hat echte Appellationen aus dem Osten an Rom gegeben, wenn auch in jedem einzelnen Fall genau zuzusehen ist, ob es sich wirklich um Appellationen handelt. Sehr positive Äußerungen zum Primat haben wir auf östlicher Seite zur Zeit des 2. Nizäni- schen Konzils (787) und des 4. Konzils von Konstantinopel (869/870). Auch die Petrusnachfolge wurde damals im Osten klar anerkannt. Allerdings war man dort niemals gewillt, einen zentralistisch und absolutistisch verstandenen Primat hinzunehmen. Wir müssen Verständnis dafür haben, daß es den orthodoxen Christen äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich ist, den Primat, wie er heute tatsächlich im Westen ausgeübt wird, als im göttlichen Recht begründet anzuerkennen. Der Dialog über diesen heikelsten Punkt hat noch nicht begonnen, aber er muß einmal kommen, wenn die Wiedervereinigung Wirklichkeit werden soll. Er kann nur durch ein vertieftes, unbedingt sachliches Studium der Tradition des Ostens wie des Westens ermöglicht werden. Eine Einigung wird schwierig sein, aber sie ist nicht aussichtslos.

Zum Schluß sei hierzu nochmals Meyendorff zitiert, der in seinem Buch „Die Ortho- doxe Kirche in Geschichte und Gegenwart“<sup>9</sup> schreibt: „Wenn zur Erreichung dieses Ziels (der Wiederherstellung der Einheit) das Problem des römischen Primats das schwerste Hindernis ist, so ist die Tat Pauls VI., der als erster einen orthodoxen Patriarchen besuchte, ein symbolischer Akt von noch größerer Bedeutung als die Entscheidung des 2. Vatikanischen Konzils. Das Bild, das der Papst in Istanbul und in Rom von sich selbst hat geben wollen, ist das eines Gleichgeordneten und eines Bruders. Bei diesen beiden Gelegenheiten hat die Art, wie er sich gab und wie er sprach, eine Form des Primats in Erscheinung treten lassen, die eventuell für die Orthodoxen annehmbar wäre. Wenn es eines Tags gelingen könnte, sich auf eine Ekklesiologie zu einigen, von der das Protokoll der Begegnungen in Rom und in Istanbul bereits inspiriert schien, dann könnte die Wiedervereinigung eine konkrete Möglichkeit werden.“

Wir können also trotz aller Schwierigkeiten hoffen.

<sup>9</sup> Paris 1968, 173 f.